Nr. 158 Januar 2025

radiisli

aussen rot innen scharf

Weil wir nur einen Planeten haben
JA zur Umweltverantwortungsinitiative

SP Weinland

Finanzplatz-Initiative:
Kein Geld für Zerstörung
Cédric Wermuth, Co-Präsident SP Schweiz

Inhalt

3 **Rote Gedanken zum Quartal**
Sibylle Jüttner

4 **Geschlechterrollen im Wandel**
Bildungstag der SP Weinland
Wolfgang Pfalzgraf

7 **Der Fäsenstaubtunnel und seine Auswirkungen auf die Region**
Holger Gurtner

8 **Gelungener Neujahrsbrunch der SP Weinland**
Holger Gurtner

10 **Finanzplatz-Initiative: Kein Geld für Zerstörung**
Cédric Wermuth

12 **Vernünftige erneuerbare Energie ist mehrheitsfähig**
Markus Späth-Walter

14 **Weil wir nur einen Planeten haben**
JA zur Umweltverantwortungsinitiative
Magdalena Erni

16 **Der Biber Grabi und seine Familie in Uhwiesen am Grabenbach**
Barbara Ochsner

17 **Nahrung am unteren Rand der Gesellschaft**
Therese Rice

18 **Rezent**
Jürg Keller

20 **Schon wieder Gemüse im radiisli**
Therese Rice

22 **Zum Jahreswechsel**
Marcel Rüfli

23 **Kulturtipp links: Das Prinzip Trotzdem**
Roger de Weck
Podcast: Meyer Wermuth

Demokratie oder Ochlokratie?

Gemeindeversammlungen – werden hier wirklich noch Entscheide zum Wohle aller getroffen (Demokratie), oder setzen sich immer mehr Eigennutz und Partikularinteressen von wenigen (Ochlokratie) durch?
In kleinen Gemeinden ist es üblich, dass sich Bürger:innen zwei Mal jährlich treffen, um über das Budget, die Jahresrechnung oder andere Projekte zu entscheiden. Theoretisch ein Paradebeispiel für Basisdemokratie. Doch wie demokratisch sind solche Zusammenkünfte tatsächlich, wenn nur eine winzige Minderheit Entscheide mit teils weitreichenden Konsequenzen fällt?
In Andelfingen beispielsweise nahmen vor der Gemeindefusion kaum 30 Personen an den Versammlungen teil. Es waren immer die Gleichen – eine kleine, engagierte, aber wenig repräsentative Gruppe. Schon damals hat sich mir die Frage gestellt, wie demokratisch solche Entscheide noch sind, wenn eine Minderheit der Bevölkerung Entscheide fällt. Geht es um ein Thema, das einzelne Gruppen besonders betrifft, zeigt sich schnell, wie manipulierbar solche Versammlungen sind. Als es etwa um einen neuen Kinderspielplatz ging, mobilisierten Eltern zusätzliche Stimmen und setzten ihr Anliegen durch.

An der Budgetversammlung im November waren weit über 300 Personen, die SVP hatte mobilisiert. Die Versammlung war vom Gemeindepräsidenten kaum noch führbar, sie dauerte von 19.30 Uhr bis um 24.00 Uhr. Die Stimmung war hochgeladen, vielleicht auch weil ein beträchtlicher Teil der Teilnehmer:innen keinen Sitzplatz mehr hatte, es ihm Raum heiss und stickig war und die Stimmenzähler:innen kaum durch die Menschenmenge durchgekommen sind. Es setzten sich die Sparer und Grossgrundbesitzer durch und erreichten, dass der Mehrwertausgleich bei Umzonungen bei 0% festgesetzt wurde. Vorgeschlagen waren 30%. (Bei einer Umzonung und einer höheren Ausnutzung der Parzelle würde eine Steuer fällig, welche in einen Fond zur Finanzierung gemeindeeigener Infrastruktur gebraucht werden könnte.)

Hier stellen sich grundsätzliche Fragen: Wie demokratisch sind solche Versammlungen, wenn eine Mehrheit nicht teilnimmt? Ähnlich wie im antiken Griechenland, wo auf der Akropolis auch nur ein kleiner Kreis stimmberechtigter Bürger Platz fand, scheinen diese Zusammenkünfte heute oft exkludierend zu wirken. Während damals weite Anreisen viele ausschlossen, ist es heute oft Desinteresse. Noch ausgeprägter als bei kantonalen oder eidgenössischen Urnenabstimmungen, ist es eine noch kleinere Zahl, die an eine Gemeindeversammlung kommt.
Doch kann das noch den Ansprüchen einer modernen Demokratie genügen? Würde es nicht mehr Sinn machen, auch in kleineren Gemeinden auf repräsentativere Formen wie ein Gemeindeparlament zu setzen? Solche Parlamente könnten die Interessen aller Einwohner:innen besser abbilden und Entscheidungen von kurzsichtigen Partikularinteressen entkoppeln.

Andererseits: Lohnt sich dieser Aufwand bei einer Einwohnerzahl von nur 3’400 Menschen? Was wiegt schwerer – die direkte Teilnahme oder eine repräsentative Breite? Für linke Anliegen wäre eine Parlamentsgemeinde wohl besser.

Sibylle Jüttner, Kantonsrätin, SP Andelfingen

Text: Wolfgang Pfalzgraf
Fotos: Käthi Furrer

Am Samstagnachmittag, dem 9. November 2024, versammelten sich 20 Menschen in Dachsen, um am jährlichen Bildungstag der SP Weinland über das Thema «Geschlechterrollen im Wandel, Rütteln an der göttlichen Ordnung – Tradition und Emanzipation – neue Freiheiten, neue Kämpfe» zu diskutieren. Eingeladen hatte die Bildungsgruppe der SP Weinland, und die Hauptreferentin war Nevin Hammad, Co-Präsidentin der SP-Frauen Zürich. Ihr Beitrag lieferte den Einstieg in ein tiefgehendes Nachdenken über Geschlechterrollen, Machtverhältnisse und Privilegien.

Eine Reise durch die Geschichte des Feminismus

Nevin Hammad eröffnete ihr Referat mit einem Überblick über die drei historischen Wellen des Feminismus. Sie hob hervor, dass diese Perspektive oft westlich geprägt ist, die feministischen Kämpfe jedoch schon lange international und intersektional geführt werden. In der ersten Welle (1840–1920) standen strukturelle Gleichstellung, Bildungsrechte, Arbeitsrechte und politische Mitbestimmung im Fokus. Sie erinnerte daran, dass bereits 1918 im Generalstreik feministische Forderungen eingebracht wurden – ein bedeutender Moment für die Schweiz.

Die zweite Welle (1960–1980) erweiterte die Diskussion um kulturelle und soziale Gleichstellung, insbesondere in Bezug auf Care-Arbeit, reproduktive Rechte und den Kampf gegen sexualisierte Gewalt. Nevin betonte die Schweizer Besonderheiten: Wichtige Fortschritte wie das Frauenstimmrecht oder ein gerechteres Eherecht kamen hierzulande später als in anderen Ländern.

In der dritten Welle (ab den 1990er-Jahren) wurde der Feminismus inklusiver und diverser, indem Themen wie LGBTQ+-Rechte, Intersektionalität und Selbstbestimmung über den eigenen Körper ins Zentrum rückten. Mit dem Aufkommen von Social Media und globaler Vernetzung hat sich der Feminismus in viele Richtungen weiterentwickelt. Diese Entwicklung birgt Chancen, etwa im Kampf gegen Diskriminierung, bringt aber auch neue Herausforderungen mit sich, wie etwa die zunehmende Polarisierung in digitalen Räumen.

Intersektionalität und das Rad der Macht

Ein zentrales Konzept des Referats war die Intersektionalität, ein mächtiges Werkzeug, um die Überschneidungen verschiedener Diskriminierungs- und Machtverhältnisse zu verstehen.

Hammad stellte das «Rad der Macht und der Privilegien» vor, das aufzeigt, wie unterschiedliche Faktoren wie Hautfarbe, Geschlecht, sexuelle Orientierung, Bildungsstand und Herkunft unsere gesellschaftliche Position bestimmen (siehe

Grafik). Sie lud die Anwesenden dazu ein, sich selbst im Rad zu verorten: Wo bin ich privilegiert, und wo erfahre ich möglicherweise Benachteiligung? Diese Übung, so erklärte sie, sei ein wichtiger Schritt zur Reflexion und Veränderung – eine Einladung, die auch für die Leserinnen und Leser gilt. Hammad verdeutlichte, dass Diskriminierung oft tief in gesellschaftlichen Normen verankert ist – etwa durch Geschlechterrollen, die von klein auf durch Sprache, Verhalten und Erwartungen vermittelt werden. Ein Beispiel war die Diskussion um das Kopftuch: Die Annahme, dass Frauen es nie freiwillig tragen könnten, verknüpfe antimuslimischen Rassismus mit Sexismus.

Gemeinsame Diskussionen und Erkenntnisse

Nach dem Vortrag tauschten sich die Teilnehmenden in kleinen Gruppen aus. Dabei wurden frei gewählte Themen wie Normen und Vorbilder, Sprachgebrauch oder die Abgrenzung zwischen Geschlecht und Sexualität diskutiert. Einige Ergebnisse waren besonders prägnant:

- Normen und Vorbilder: Während die Rollenbilder früher klarer und starrer waren, bringen die heutige Vielfalt und die Omnipräsenz von Social Media neue Herausforderungen mit sich. Besonders Algorithmen können dazu beitragen, traditionelle Geschlechterrollen zu zementieren.

- Unterschiede als Stärke: Die Gruppe diskutierte, wie wichtig es ist, Unterschiede nicht nur zu benennen, sondern diese auch als Stärken zu erkennen und wertzuschätzen. Nur so können wir in einer diversen Gesellschaft solidarisch zusammenleben.

- Unterschied zwischen Gender und Sexualität: Klar wurde auch, dass es oft Missverständnisse gibt, was Geschlecht (Gender) und Sexualität betrifft. Gender beschreibt, wie ich mich selbst fühle, ob ich mich beispielsweise als Frau, Mann, non-binär oder anders identifiziere. Sexualität hingegen betrifft, mit wem ich mich emotional oder körperlich verbunden fühle – ob ich mich zu Frauen, Männern, mehreren Geschlechtern oder gar keinem hingezogen fühle. Diese Unterscheidung hilft, Vorurteile abzubauen und Menschen in ihrer Vielfalt besser zu verstehen.

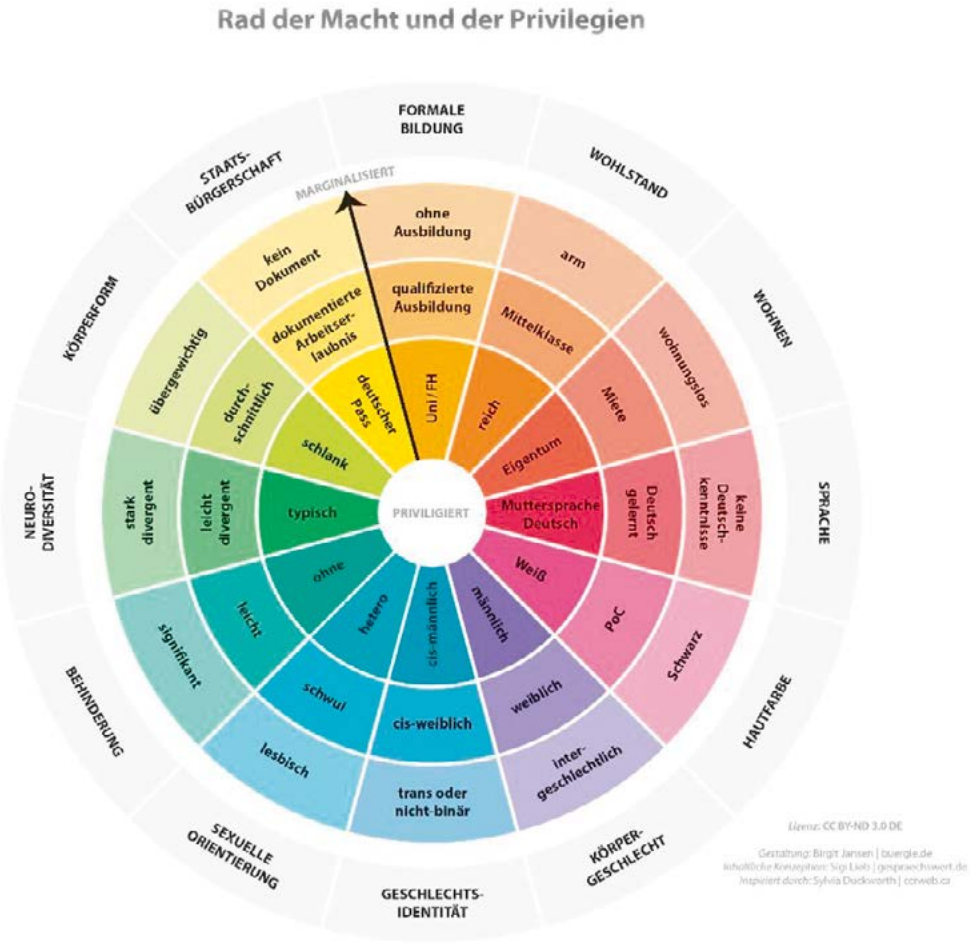
- Diskriminierung und Privilegien: In einer Gruppe von cis-Männern (d. h. per Definition Männer, denen bei der Geburt das männliche Geschlecht zugewiesen wurde und die sich damit identifizieren) wurde kritisch über die Wahrnehmung von Privilegien reflektiert. Sie erkannten, dass die Benennung von Machtstrukturen notwendig ist, um sie zu überwinden – auch wenn sie selbst oft in Schubladen gesteckt werden.

- Sprache und Achtsamkeit: Mehrere Gruppen betonten, wie wichtig ein bewusster Umgang mit Sprache ist, um Diskriminierung zu vermeiden und gegenseitige Rücksichtnahme zu fördern.

Für einige Teilnehmende war das Thema persönlich, während es für andere Neuland darstellte. Dennoch war die gemeinsame Reflexion für alle bereichernd, wie Margrit Späth von der Bildungsgruppe in ihrem Fazit betonte: «Ich habe noch immer eine Handvoll Mosaiksteinchen, die ich einsortieren muss. Es war eine Augenöffner-Diskussion, spannend, aber nicht abschließend.»

Einladung zur Reflexion

Das Bildungstreffen in Dachsen zeigte, wie wichtig es ist, auch schwierige Themen in einem offenen und respektvollen Rahmen zu diskutieren. Wir laden unsere Leserinnen und Leser ein, selbst einen Blick auf das «Rad der Macht und der Privilegien» zu werfen und ihre eigene Position zu reflektieren. Wo stehen Sie? Wo sind Sie privilegiert, und wo können Sie für eine gerechtere Gesellschaft aktiv werden?
Dieser Nachmittag hat bewiesen, dass solche Diskussionen nicht spalten müssen, sondern helfen können, Unterschiede zu verstehen und Brücken zu bauen – ein wertvoller Schritt in einer zunehmend polarisierten Welt. Denn wenn wir Unterschiede als Stärke wertschätzen, können wir gemeinsam eine solidarischere Gesellschaft gestalten.



https://www.gespraechswert.de/intersektionalitaet/

Der Fäsenstaubtunnel und seine Auswirkungen auf die Region

Text: Holger Gurtner, Gemeinderat Feuerthalen
Bilder: Arnold Kohler

Rückschau zur öffentlichen Veranstaltung der SP Weinland und der SP Stadt Schaffhausen vom 6. November 2024

Die SP der Stadt Schaffhausen und die SP Weinland luden zur Informationsveranstaltung im Schloss Laufen, um die Inhalte des Projektes «Zweite Röhre Fäsenstaub» und des Autobahnreferendums vertieft zu erläutern. Wir konnten mit Min Li Marti (Nationalrätin SP Zürich) und Sebastian Schmid (Co-Präsident IG Fäsenstaub) zwei versierte Referierende gewinnen, die den Anwesenden die Inhalte näherbrachten. Abgerundet wurde der Abend mit der Moderation unserer Kantonsrätin Sibylle Jüttner, sowie den einleitenden und abschliessenden Worten von Patrick Portmann, Co-Präsident der SP Schaffhausen.

Min Li Marti informierte als Mitglied der Verkehrskommission im Nationalrat aus erster Hand über die stossenden Punkte der geplanten Ausbauschritte der Autobahnen. Mit vielen Milliarden sollten die Autobahnen ausgebaut werden. Vorangetrieben von einem Bundesrat, welcher sich, so schien es, mit diesem Vorhaben ein persönliches Denkmal setzen wollte. Denn Albert Rösti weibelte in den vergangenen Monaten – für einen Bundesrat unüblich – energisch für diese Vorlage. Min Li Marti orientierte präzise und sachlich zu den Inhalten und gab dem Publikum einen spannenden Einblick in ihre parlamentarische Arbeit zur Verkehrspolitik.

Die Informationen zum Fäsenstaubprojekt lieferte Sebastian Schmid. Als Bewohner des Gebietes, welches durch den Bau des Projekts beeinträchtigt würde, hat er die Pläne genau unter die Lupe genommen und darin eine haarsträubende Fehlplanung erkannt. Nicht nur, dass es selbst laut den Berichten des Bundesamts für Strassen (Astra) keinen Sicherheitsgewinn gäbe, sondern auch, dass Mehrverkehr entstehen würde, beispielsweise auf der Rheinuferstrasse und in den Quartieren um den heutigen Anschluss Schaffhausen Nord. Dieser Vollanschluss sollte gemäss Planung aufgehoben werden. Schmid zeigte auf, wie unausgereift das Projekt lanciert wurde und dass es mit der anstehenden Abstimmung eine letzte Chance gab, es zu verhindern.
Die Betroffenheit zur Fehlplanung stand den Anwesenden ins Gesicht geschrieben. In der anschliessenden Fragerunde taten Personen aus dem Publikum ihren Unmut kund. Und auch beim Apéro war noch weiteres Kopfschütteln zu beobachten. Die feinen Chäschüechli und der schmackhafte Wein besänftigten die Gemüter und gaben der gelungenen Veranstaltung einen würdigen Schluss.
Dank einem engagierten Abstimmungskampf und schlüssigen Argumenten des Referendumskomitees entschieden die Stimmbürgerinnen und Stimmbürger am 24. November die Vorlage zu den Nationalstrassen abzulehnen. Auch Schaffhausen, Feuerthalen und Flurlingen sagten als direkt betroffene Gemeinden nein zur Vorlage. Dies verdeutlicht noch einmal, dass der Ausbauschritt als untauglich angesehen wurde.

Gelungener Neujahrsbrunch der SP Weinland

Text: Holger Gurtner
Bilder: Käthi Furrer

Das Zentrum Kohlfirst war auch in diesem Jahr der Treffpunkt der SP Weinland. Mit 34 Genoss:innen, Sympis sowie Familienmitgliedern war der sonntägliche Anlass am 5. Januar gut besucht. Co-Präsident Peter Kissling begrüsste die Anwesenden mit einer kurzen Rückschau auf das vergangene Jahr.
Das reichhaltige Buffet lud zum Schlemmen ein und es wurde auch Sekt gereicht. Dies verführte einige dazu, sich gegenseitig als Cüplisozialisten auf die Schippe zu nehmen und sorgte für Heiterkeit.

Unsere Kantonsrätin Sibylle Jüttner hatte ihr Nähkästchen geöffnet und erzählte über ihr Wirken im Ratsalltag. So wusste sie zu berichten, dass die Sitzplatzierung im Rat nicht frei wählbar ist, sondern nach Dauer der Fraktionszughörigkeit zugewiesen wird. Spannend zu hören war, wie ein Gesetz seinen Weg durch die Kommissionen in den Rat nimmt und dann nach erfolgter Abstimmung seine Gültigkeit erlangt.

Sibylle erklärte weiter, dass regionale Anliegen (Beispiel Schliessung des Schalters der SBB in Andelfingen) leider nur bedingt im Kantonsrat bearbeitet werden können. Der direkte Weg zu den Gemeinden oder zur SBB kann hier wirksamer sein.
Die Arbeit im Kantonsrat für die sozialdemokratischen Anliegen ist wichtig, damit diesen das nötige Gehör verschafft wird. Leider ist die bürgerliche Mehrheit derzeit imstande, ihre rigide Finanzpolitik im Parlament meist durchzusetzen. Ist dies der Fall, werden andere Möglichkeiten und Wege gesucht, um von unserer Seite dagegenzuhalten. Mit der Lancierung eines Referendums zur Unternehmenssteuer in kürzester Zeit konnte die SP dazu beitragen, einen Volksentscheid zu forcieren.
Nach diesen interessanten Worten von Sibylle waren angeregte Diskussionen unter den Gästen zu vernehmen, bis dann gegen 13 Uhr alle zufrieden und verköstigt den Heimweg durch die verschneite Landschaft des Ausseramtes antraten.
Danke an alle, die zu diesem gelungenen Anlass beigetragen haben!

Finanzplatz-Initiative: Kein Geld für Zerstörung

Text: Cédric Wermuth, Co-Präsident SP Schweiz
Foto: SP Schweiz

In einer breiten Allianz haben wir Ende November die Finanzplatz-Initiative lanciert. Mit der Initiative sorgen wir dafür, dass Grossbanken und Versicherungen keine Geschäfte mehr machen, die das Klima und die Natur zerstören.

Die globale Klima- und Biodiversitätskrise ist eine der grössten Herausforderungen unserer Zeit. Sie stellt eine existenzielle Bedrohung für die Menschheit und die Umwelt dar und bedroht das Zusammenleben heutiger und zukünftiger Generationen. Laut wissenschaftlichen Erkenntnissen ist das laufende Jahrzehnt entscheidend, um die schlimmsten Folgen der globalen Erwärmung und des weltweit fortschreitenden Biodiversitätsverlusts abzuwenden und eine Trendwende einzuleiten. Auch in der Schweiz sind die Auswirkungen des Klimawandels schon heute deutlich spürbar, etwa in Form von häufigeren Starkniederschlägen oder heisseren und besonders trockenen Sommern.

Die Finanzplatz-Initiative setzt an der besonderen Rolle des Finanzsektors an und stellt dessen Hebelfunktion zur Eindämmung der Klima- und Biodiversitätskrise ins Zentrum. Der Schweizer Finanzplatz trägt mit der Verwaltung von gut einem Fünftel der weltweit grenzüberschreitend angelegten Vermögen eine grosse Verantwortung, gerade auch zum Schutz des Klimas und der Biodiversität. Trotz dieser Verantwortung machen Schweizer Banken, Versicherungen, Vermögensverwalter und Pensionskassen Geschäfte, welche die Klima- und Biodiversitätskrise verschärfen. Schätzungen zufolge sind alleine die Investitionen in Unternehmen und die Kredite des Schweizer Finanzplatzes für 14- bis 18-mal so viele Treibhausgasemissionen verantwortlich wie in der Schweiz insgesamt pro Jahr ausgestossen werden. Zusätzlich gehört das Schweizer Versicherungsunternehmen Zurich zu den weltweit grössten Versicherern von Unternehmen, die Kohle, Erdöl und Erdgas fördern. Auch die Grossbanken UBS und die übernommene CS führen Unternehmen mit Expansionsplänen im fossilen Bereich frisches Kapital in Milliardenhöhe zu. Stellt man die von Schweizer Finanzinstituten zwischen 2016 und 2022 gewährten Finanzierungen an fossile Energieunternehmen der Bevölkerungszahl der Schweiz gegenüber, liegt die Schweiz gar an zweiter Stelle weltweit, was die Bedeutung des Geschäfts mit fossilen Energien für den Schweizer Finanzplatz unterstreicht.

Konkret verpflichtet die Initiative Schweizer Finanzmarktteilnehmende, ihre Geschäftstätigkeiten mit Unternehmen im Ausland, welche erhebliche Umweltauswirkungen zur Folge haben, an den international vereinbarten und von der Schweiz unterstützten Klima- und Biodiversitätszielen auszurichten. Ergänzend schränkt die Initiative die Finanzierung oder Versicherung von Aktivitäten im fossilen Sektor ein. Schweizer Finanzmarktteilnehmende sollen keine Finanzierungs- und Versicherungsdienstleistungen mehr erbringen dürfen, die der Erschliessung und Förderung neuer sowie der Ausweitung des Abbaus bestehender fossiler Vorkommen dienen. Die Einhaltung dieser Verpflichtungen wird durch eine wirksame und schlanke Aufsicht mit Verfügungs- und Sanktionskompetenzen überprüft und sichergestellt. Die Kontrolle soll auf einen Verdacht hin und auf Basis von regelmässigen Stichproben erfolgen.

Mit der Finanzplatz-Initiative können wir endlich die schmutzigen Geschäfte von Schweizer Grossbanken und Versicherungen stoppen. Bitte helft mit bei der Unterschriftensammlung!

Zum Unterschriftenbogen und weiteren Informationen kommst du hier:

Vernünftige erneuerbare Energie ist mehrheitsfähig

Text: Markus Späth-Walter, Gemeinderat Feuerthalen
Vizepräsident Zürcher Planungsgruppe Weinland
Bild: Arnold Kohler

Die Sünneli-Partei hat im Weinland einen neuen Feind entdeckt. Nach den bösen Migranten und dem EU-Monster spucken sie aktuell gegen die Windräder im Bezirk Gift und Galle. Die gleiche Partei, welche im Kampf gegen das Atommüll-Lager bei Marthalen weitgehend mit Desinteresse und Absenz «geglänzt» hat, überzieht aktuell unsere Gemeinden mit Anti-Windenergie-Plakaten: Sie fordern mit grossen Lettern ein Vetorecht der Gemeinden gegen Windräder.
Noch weiter ging ihr präventiver Widerstand gegen die Windenergie in Feuerthalen. Mit einer Einzelinitiative verlangte ein Mitglied der SVP-Ortsgruppe an der letzten Gemeindeversammlung schlicht und einfach ein Verbot in der Bau- und Zonenordnung. Dabei war es ihm völlig egal, dass eine solche Vorschrift auf kommunaler Ebene rechtlich gar nicht möglich ist. Egal war ihm offenbar auch, dass es keinerlei Pläne für industrielle Windräder in Feuerthalen oder Langwiesen gibt und auch nie geben wird. Es ging offensichtlich einzig um Stimmungsmache gegen die erneuerbare Ener-

gie. Offensichtlich will unsere Rechtsaussen-Partei lieber nach wie vor Milliarden den erdöl- und gasfördernden Diktaturen in den Rachen schieben, als auf Unabhängigkeit und eigene Ressourcen zu setzen. Dass sie seit letztem Jahr auf die Illusion sicherer Klein-AKWs setzt, macht die Sache nicht besser: Diese werden frühestens zum Einsatz kommen, wenn wir die unaufschiebbaren Klimaziele und die CO2-Neutralität längst erreicht haben müssen; sie sind – Stand heute – auch schlicht nicht finanzier- und versicherbar. Die Feuerthaler Gemeindeversammlung durchschaute allerdings das leicht groteske Spiel gegen die Windmühlen und lehnte die Initiative nach kurzer Diskussion im Verhältnis von 4:1 ab.

Dass die SVP als klar grösste Partei im Bezirk in dieser Frage klar in der Minderheit ist, zeigt die Stellungnahme der Zürcher Planungsgruppe Weinland (ZPW). In der ZPW sind alle Gemeinden vertreten. Sie vertritt als Zweckverband unsere Region in Raumplanungsfragen gegenüber dem Kanton. In ihrer Vernehmlassungsantwort zur Festlegung möglicher Potenzialstandorte von Windrädern im kantonalen Richtplan verlangt sie, dass im besonders betroffenen Weinland die Interessen der Energiegewinnung, der intakten Landschaft, des Ortsbildschutzes und des Waldes besonders sorgfältig gegeneinander abgewogen werden – und zwar für jeden einzelnen möglichen Standort. Die betroffenen Gebiete sollen zudem zwingend und nicht nur freiwillig – nach dem Vorbild etwa der Wasserzinsen in den Bergkantonen – am finanziellen Ertrag der Windanlagen beteiligt werden. Ausserdem wird angeregt, auch alternative Möglichkeiten der Energiegewinnung im Bezirk zu prüfen, etwa den Bau von kleineren, harmonisch in die Landschaft integrierten Wasser-Speicherbecken zur Produktion von besonders gefragtem Winterstrom auf dem Kohlfirst oder dem Irchel (in Schaffhausen existiert eine solche Anlage, der Engeweiher, auf den niemand mehr verzichten möchte).

Die aktuellen Herausforderungen an eine umweltverträglichere und trotzdem sichere Energieproduktion sind enorm. Kleinliche egoistische Sonderinteressen oder kurzsichtiger politischer Populismus sind das letzte, was uns weiterbringt. Und genau darum wird es in den nächsten Jahren gehen. Die Technologien sind da, wir müssen sie nur noch rasch und effizient zum Einsatz bringen.

Weil wir nur einen Planeten haben JA zur Umweltverantwortungsinitiative

Text: Magdalena Erni
Bilder: Arnold Kohler

Eine Zukunft, in der alle Menschen ein gutes Leben führen können – das fordert die Umweltverantwortungsinitiative. Mit ihr soll der Schutz der Umwelt zur Priorität werden und sowohl den Rahmen unserer Gesellschaft als auch denjenigen unserer Wirtschaft bilden. Am 9. Februar 2025 stimmt die Schweizer Bevölkerung über diese Vorlage der Jungen Grünen ab.

Extremniederschläge, Überschwemmungen und Murgänge: Dieser Sommer hat uns einmal mehr vor Augen geführt, dass die Klimakrise bereits hier und heute stattfindet. Und obwohl solche Extremwetterereignisse auch in der Schweiz Jahr für Jahr Menschenleben fordern, verschlafen es Bundesrat und Parlament weiter, die notwendigen Klimaschutzmassnahmen zu ergreifen.

Erhalten wir unsere Lebensgrundlagen

Am 9. Februar haben wir als Stimmbevölkerung die Chance, dies nachzuholen. An jenem Tag kommt die Umweltverantwortungsinitiative zur Abstimmung, die wir Jungen Grünen Schweiz im August 2021 gemeinsam mit einer breiten Allianz aus Parteien und Umweltverbänden lanciert haben. Die Initiative fordert, was eigentlich selbstverständlich sein sollte: Dass wir nur so viele Ressourcen verbrauchen und Schadstoffe freisetzen, wie unser Planet verträgt. Nur so gelingt es uns, unsere Lebensgrundlagen nachhaltig zu sichern.

Dabei orientieren wir uns am Konzept der planetaren Grenzen. Diese definieren für neun Bereiche die Belastbarkeit unseres Planeten, wie etwa die Biodiversität oder die Landnutzung. Werden diese Grenzen überschritten, wie dies heute in der Schweiz in sechs Bereichen der Fall ist, drohen Extremwetterereignisse und das Erreichen von sogenannten Kipppunkten, an denen sich die Umweltkrisen verselbstständigen. Die Umweltverantwortungsinitiative möchte diese Entwicklungen rückgängig machen und damit das Schlimmste verhindern, indem sie verlangt, dass die Schweiz die planetaren Grenzen innerhalb von zehn Jahren einhält.

Klimapolitik geht nur sozial gerecht

Bei der Umsetzung der Initiative muss insbesondere der Sozialverträglichkeit Rechnung getragen werden. Dies wird so auch im Initiativtext festgehalten. Verursacht wurden die Umweltkrisen hauptsächlich von 100 Grosskonzernen, die global für über 70% der Emissionen verantwortlich sind und die durch das Zerstören unserer Zukunft Unsummen an Gewinn erwirtschaften konnten. Sie sollen ihren gerechten Beitrag zum Wandel leisten, den wir nun so bitter benötigen.

Was wir brauchen, ist nämlich eine Wirtschaft, in der das Wohl und die Gesundheit von Menschen und Planet im Zentrum stehen und nicht länger das Profitstreben von Grosskonzernen. Es ist klar, wir haben viel zu gewinnen: sauberes Trinkwasser, nachhaltige Arbeitsplätze, mehr Zeit und einen gesunden Planeten – auch für künftige Generationen. Eine andere Welt ist möglich!

Magdalena Erni ist
Co-Präsidentin der Jungen Grünen Schweiz

Der Biber Grabi und seine Familie in Uhwiesen am Grabenbach

Text: Barbara Ochsner, mit Auszügen aus dem Originaltext im Gemeindeanzeiger von René Manser
Bild: Roland Spalinger, Andelfinger Zeitung

Seit Monaten beobachte ich, wie eine Biberfamilie mit ihrem Lebensstil zur Attraktion für die Spaziergänger:innen um Uhwiesen beim ansässigen Tennisplatz geworden ist. Wunderbar, wie hier Wildtiere und Menschen respektvoll und natürlich einen Umgang miteinander gefunden haben. Der folgende Beitrag soll auch zum Schmunzeln einladen.

Wie vor Ort – südlich von Uhwiesen beim Tennisplatz – unschwer zu erkennen ist, hat sich die Biberfamilie nach dem Dammbruch vom 3. Juli 2024 entschieden zu bleiben und den Damm wieder aufzubauen. Der dabei gezeigte Eifer war bemerkenswert. Innert kurzer Zeit wuchs der Damm und füllte das Gebiet wieder auf die ursprüngliche Höhe, sodass die Voraussetzungen für den Fortbestand seiner Familie und der weiteren Tierarten gegeben sind. Nun hat sich der Biber mit Namen Grabi (aufgrund des Namens Grabenbach) in seiner Aktivität etwas gar ins Zeug gelegt. Immer wieder musste der Damm bei den morgendlichen Rundgängen des Gemeindepersonals abgesenkt werden, um ein Überlaufen des Teiches beim Tennisplatz und dem angrenzenden Ackerland zu verhindern, schreibt Autor René Manser im Gemeindeanzeiger.

Grabi vertreibt die Arbeiter

Ich habe auch gelesen, dass Grabi sogar die Arbeiter vertreiben möchte, so gerne lebt er in dieser prächtigen Umgebung. Beim täglichen Reduzieren der Dammhöhe durch die Gemeindearbeiter kommt Grabi hervor und schlägt energisch und kräftig mit seinem Schwanz aufs Wasser. Solange die Männer nicht ins Nasse steigen, um ihre Arbeit zu verrichten, bestehe keine Gefahr für sie. So seien sie in Sicherheit.

Weiter erklärt Gemeinderat René Manser, dass in Absprache mit der Biberfachstelle und dem Fischereiaufseher nun eine sogenannte Biberrutsche errichtet wurde. Über diese Rutsche kann die zulässige Stauhöhe besser reguliert werden, da diese die baulichen Massnahmen des Bibers erschwert. Nichtsdestotrotz führt er seine nächtliche Wiederaufbauaktion vorläufig weiter. Gemäss Aussage der Biberfachstelle Kanton Zürich sollte es jedoch eine Frage der Zeit sein, bis der Biber kapituliert und den stetigen Versuch im weiteren Dammbau einstellt. Das Gemeindepersonal glaubt aktuell noch nicht daran. Wir werden ja sehen.

Publikumsmagnet

So ist also Uhwiesen, neben dem Hörnliturm und dem Hilaritreiben im Januar, um einen sehenswerten, natürlichen Publikumsmagnet reicher geworden.

Grabi wertschätzt sein aktuelles Gelände sehr und hat wohl ein sensibles Gespür, geht mir durch den Sinn, während ich dem Artikel im Gemeindeanzeiger weiter folge: Denn durch seine Wohnungsraumerweiterung entlang der Flurstrasse kam es am 17. Oktober des vergangenen Jahres zu einem Einsturz im hinteren Teil der Biberburg. Nach Einschätzung der Biberfachstelle war dieser Bereich jedoch nicht mehr in Gebrauch. Dies veranschaulicht auch die Erweiterung von Grabis Domizil im Uferbereich. Anscheinend erkannte er das Problem jedoch rechtzeitig und hat darauf reagiert. Nun gilt es von Seiten der Gemeinde den eingestürzten Bereich zu sichern und vom Strassenbereich abzutrennen. Dabei werden die baulichen Massnahmen des Menschen vom April erweitert. Das heisst, dass entlang der Flurstrasse ein Schlitz ausgehoben und darin ein engmaschiges Stahlnetz eingelassen wird.

Dass sich die Biberfamilie wohlzufühlen scheint, zeigen auch die nächtlichen Raubzüge in die angrenzende Kulturlandschaft, aus denen er seinen Wintervorrat im Gebiet seiner Behausung ansammelt. Insgesamt entstand durch die Biberpopulation eine neue Kulturnutzung, von der auch verschiedene Vogelarten und Insekten profitieren. So wurden unter anderem bereits Exemplare von Wasserrallen (in Mitteleuropa angesiedelte Brut- und Sommervögel) und Eisvögel gesichtet.

«Geniessen wir dieses neu geschaffene Reservat, aber respektieren wir gleichzeitig deren Lebensraum mit unserem entsprechenden Verhalten», schliesst René Manser seine Ausführungen zur Biberfamilie Grabi in Uhwiesen.

Nahrung am unteren Rand der Gesellschaft

Text und Bild: Therese Rice

Linsen
Ich habe mit grosser Vorfreude die kleinen, flachen Samen gekocht, die den Augen- und den Kameralinsen ihren Namen gegeben haben. Sie transportieren mich zu einem Satz, der mir im Gedächtnis haften blieb, warum weiss ich nicht. Nein, nicht das Linsengericht, mit Jakob, dem Enkel Abrahams, der seinen Bruder Esau um sein Erbe und die Zuneigung seines Vaters gebracht hat, sondern ein beiläufiger Satz eines Tunesiers: «Linsen sind Gefängniskost», und darum mit Gewalt und Unfreiheit verbunden. Die nahrhaften Kleinen, genügsam, ja sogar bereichernd im Anbau, versorgen die Erde mit Stickstoff, wie alle Leguminosen. Durch Frauenhand in Persien gekocht, sind sie ein Festessen, nicht weit von ihrer Herkunft, als eine der ältesten Kulturpflanzen der Menschheit. Aber dieselbe Menschheit bringt es fertig in unseren Zeiten, sie zu missbrauchen und ihr den Stempel der Abscheu aufzudrücken.

Brot
Seit meiner Kindheit liebe ich Schwarzbrot, wie es im Gegensatz zum weissen genannt wurde, seine Aromen, seine Konsistenz und seine Rinde. Nach meiner Auswanderung nach Chile begnügte ich mich für die erste Zeit mit den zwei Weissbrotangeboten: Marraquetas und Ayullas. Ersteres ist der Baguette ähnlich, genauso knusprig, aber von anderer Form, das zweite rund und flach wie die in Haushalten selbst gebackenen Brötchen Pan amasado. Alle sind schmackhaft, solange sie frisch sind.
Vollkornmehl gab es nicht, jedoch in den Mühlen wurden in grossen Säcken alle Teile des Mahlprozesses angeboten: Weissmehl und die feinen inneren Hülsen und groben äusseren Spelzen der Körner. Letztere sind bis heute für Tierfutter bestimmt.
«Dann fügen wir doch das wieder zusammen», sagte ich und mischte das Getrennte. Ich buk von da an mit Hefe runde, dunkle Brote. Was für ein Genuss! Aber das Gesicht unseres Gehilfen, der noch im Grossgrundbesitz aufgewachsen war! Er schaute mit Verachtung auf das duftende Werk: «Das sind Galletas.»
Galletas, zu jenen Zeiten aus Vollkornmehl gearbeitet, waren ein Bestandteil des Lohnes für die Inquilinos, die Landarbeiter auf den Latifundien, die in einer der Leibeigenschaft ähnlichen Abhängigkeit leben mussten. Die Herrschaft indessen ass Weissbrot, in getreuer Tradition ihrer europäischen Herkunftsfamilien, die das französische Brot etwa zu Beginn des 18. Jahrhunderts nach Chile brachten. Wie in Europa zu jener Zeit war es ein Symbol für die Teilnahme an den Gewohnheiten der herrschenden Klasse. (Die Königin Antoinette zu den Gesandten des hungernden Volkes: «Si vous n'avez pas de pain, mangez de la brioche».)
Da war wieder eine Galleta auf dem Tisch, behaftet mit unguten Erinnerungen.
Mit der Zeit lernten unsere Helfer und Besucher es schätzen, da wir es ja auch mit Genuss assen.

Algen
Gute Zeiten, schlechte Zeiten. Gerade für diejenigen, welche die Emanzipation der Bauern und Arbeiter*innen unterstützt hatten während der Regierung Allende, brachen mit dem Putsch schlimme Zeiten an. In Gefängnissen wiederholt verhört und gefoltert, wurden sie kaum ernährt und lebten von den Essenspaketen der Angehörigen. Das IKRK versuchte seine Aufgabe zu erfüllen und die Verhältnisse in den Gefängnissen zu kontrollieren, musste aber den Besuch seiner Vertreter ankündigen. Um ihnen zu zeigen, wie gut die Diktatur ihre Gefangenen behandelte, erhielten diese an jenem Tag im Kerker von Rancagua Empanadas. Empanadas, Teigtaschen, mit Zwiebeln und Fleisch gefüllt, werden vor allem für Feste und am Nationalfeiertag gebacken. Darin war aber anstatt des Fleisches Cochayuyo, Schlauchalgen, die zwar seit vorkolonialen Zeiten ein fester und gesunder Teil der chilenischen Küche sind, aber als Nahrung des gemeinen Volkes und der Ureinwohner lange verachtet waren. Welche Enttäuschung, und wieder wurde ein Nahrungsmittel ein Symbol der Unterdrückung.
Heute ist alles anders. In den Mühlen wird Vollkornmehl und im Supermarkt Vollkornbrot angeboten und auch Cochayuyo in Abschnitten, aber viel teurer als damals, weil es heute als besonders gesundes Lebensmittel anerkannt ist.

Mais
Im Haus meiner Grosseltern und auch in der Küche meiner Mutter war Polenta seit vielen Jahren ein wiederkehrendes, geschätztes Gericht. Während des Zweiten Weltkriegs nahm die Familie zwei französische Kinder

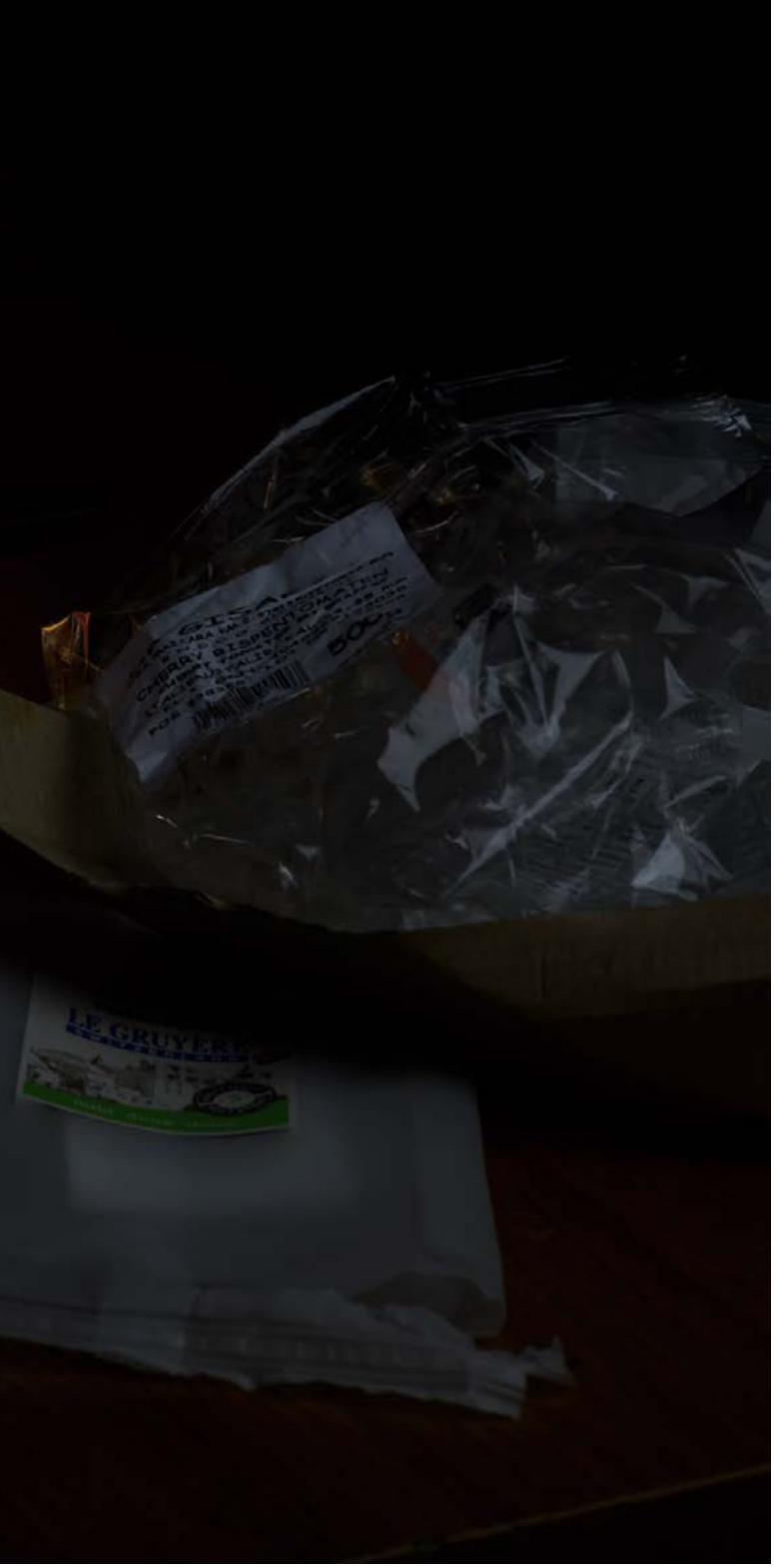
auf, die nach Verhandlungen in die Schweiz geschickt wurden, um ihnen Erholung vom Krieg zu gewähren und sie aufzupäppeln während drei Monaten. Michel und Huguette. Beim Anblick der Polenta entrüsteten sich die Kinder: «Le maïs c'est pour les cochons, nous ne mangeons pas ça!»
Wie ich meine Grosseltern kannte, die mit ihren zehn Kindern mehr schlechte als gute Zeiten durchlitten hatten, war das sicher kein Argument, und sie werden die beiden freundlich aber mit Entschiedenheit vor keine Alternative gestellt haben. «Il faut essayer avant de refuser.»
In Europa suchten die Chilenen im Exil vergeblich nach Gemüsemais, um ihr Lieblingsgericht Pastel de Choclo oder Humas herzustellen. So stahlen sie nachts von den reifen, aber noch weichen Maiskolben auf den Feldern, auch hier in der Schweiz. In der DDR wurde das entdeckt und die Behörden reagierten vernünftig: Sie liessen, so erzählt man, etwas mehr Mais extra für die Chilen*innen anbauen, nicht nur für die Schweine.

Rezent

Text: Jürg Keller
Bild: Arnold Kohler

Erfreut greife ich zu der Tilsiterpackung, die neben vier anderen Varianten mit der Eigenschaft «rezent» angeschrieben ist: Denn Tilsiter ist mein Lieblingskäse schweizerischer Herkunft. Doch zuhause folgt die Ernüchterung: Als bestenfalls «nicht schlecht» würde ich ihn qualifizieren. Denn für mich sollte er allenfalls in die Kategorie «würzig» eingereiht werden, aber niemals in «rezent». Nun muss ich gestehen, dass meine persönliche Geschmacksvorstellung schon recht antiquiert ist, denn sie stammt aus meiner Kindheit. Als Bub konnte ich jeweils Ferien «im Turgi», auf dem Bauernhof meines Onkels, verbringen, wo ich schlicht glücklich war, auch wenn die Arbeit, gerade bei Schlechtwetter, kein Zuckerschlecken war und der Stadtbub tüchtig gefordert wurde. Trotzdem, ich empfand die Heimreise jeweils als eine Art Verstossung aus dem Paradies. Ich erinnere ich mich gut, dass ich einmal im Zug, der mich wieder nach Zürich zurückbrachte, das Weinen nicht zurückhalten konnte.

Zu meinen Pflichten gehörte es, morgens und abends die Milch in die «Hütte» zu bringen, und das im Laufschritt, wenn der Onkel wieder einmal spät mit Melken begonnen hatte. Der dortige Käser produzierte Tilsiter, und dieser kam immer wieder auf den Zmorgetisch. Und er schmeckte himmlisch! Mindestens in meiner Erinnerung eben. Das mag einem



Effekt zu verdanken sein, dem auch mein Vater erlag: Weil er das Gericht sehr liebte, bereitete meine Mutter mit viel Sorgfalt die «Öpfelröschti» zu. Mein Vater ass mit Appetit, um dann aber zu verkünden, dass sie zwar «recht gut», aber leider nicht so gut wie die seiner Mutter gewesen sei – womit er natürlich ganz wesentlich zur ehelichen Harmonie beitrug.

Das schlimmste Beispiel ist die Tomate

Diesem Effekt mag auch ich verfallen sein, nämlich, dass ich aus nostalgischer Verzerrung jenes Geschmackserlebnis überhöhe, aber mir scheint doch bei den Nahrungsmitteln zunehmend ein allgemeiner Trend zur Fadheit, Neutralität, zur Angst der Produzenten vor kantigem Profil, schlicht zu Geschmack, festzustellen zu sein.

Das schlimmste Beispiel ist die Tomate: Perfekt liegen sie im Supermarktgestell, alle gleich gross, rund, rot – eine Pracht! Nur: So sehr sie optisch glänzen, so sehr enttäuschen sie im Geschmack, denn dieser tendiert gegen null. Ein kühles, glitschiges Etwas, im besten Fall leicht säuerlich, das wär's dann. Wenn ich mit einer vollreifen Tomate aus meinem Garten vergleiche, einem Geschmacksbomber, mit etwas Salz ein Genuss, dann muss ich mich fragen, was denn da passiert ist. Man hat aus einem wunderbaren Naturprodukt ein fades, langweiliges, aber optisch perfektes Gemüse gezüchtet. Offenbar, um die Transportschäden zu minimieren, die Haltbarkeit zu erhöhen und die Konsumenten zum Kauf zu animieren, was diese auch bereitwillig tun, sonst wäre das Produkt ja längst vom Markt. Ob sie wohl eine reife, aromatische Tomate überhaupt noch zu schätzen wüssten oder lieber das labberige, fade Teil vorzögen?

Den gleichen Effekt beobachte ich auch bei Rüebli, Äpfeln und Gurken. Geschmack ist nicht mehr angesagt. Wann haben Sie zuletzt ein Rüebli mit dem typischen Aroma gegessen? Auch Bio machts nicht besser. Und bei den Äpfeln dominieren langweilig-süsse Sorten wie Gala und Golden. Gurken aus dem Supermarkt schmecken nach wenig bis nichts.

Kulinarische Langeweile

Man mag mir vorhalten, dass es mit der Empfindlichkeit meiner Geschmacksnerven nicht mehr zum Besten bestellt sei. Meine ungebrochene Lust auf schmackhaftes Essen – und als Beweis dafür kann ich meine Körpermasse anführen – spricht dagegen. Jedenfalls konstatiere ich einen Trend zur kulinarischen Langeweile, der allerdings kontrastiert mit der wachsenden Beliebtheit von exotischen, teils scharf oder sehr speziell gewürzten Speisen. Ob das etwas damit zu tun hat, dass Fast- und Convenience-Food Überhand nehmen, die armen Menschen sich also an fades, labberiges Industrieessen gewöhnt haben und profilierten Geschmack nicht mehr schätzen können, dann aber umso mehr den scharfen Kick suchen? Auf der Strecke bleiben dabei der feine Eigengeschmack, das unverwechselbare Aroma der Speisen – und der kulinarische Genuss.

Schon wieder Gemüse im radiisli

Text und Bild: Therese Rice

Ende November sind in Blick und Landbote Artikel erschienen über einen Versuch des Guts Rheinau, eine grosse Quantität Rüebli an den Detailhandel zu verkaufen. Wir alle haben präsent: Das Gut Rheinau arbeitet nach den biodynamischen Demeterregeln, dem strengsten Bio-Zertifikat, und ist Ausbildungsort für Landwirt*innen nach diesen Vorgaben, die bisher einzige vollständige Bio-Ausbildung in der Schweiz. Ausserdem ist Rheinau der Sitz von Sativa, dem Hersteller für biologisches Saatgut. Ausgerechnet dieser Fall, der im «Einszugsbereich» des «radiisli» geschehen ist, steht exemplarisch für den Weg des Gemüses vom Acker zu den Konsument*innen des Detailhandels.

Der Weg der Rüebli

Die Ernte betrug 18 Tonnen. Verarbeitet, d.h. gewaschen und sortiert wurde sie von einer Firma Aschmann. 12 t musste der Betriebsleiter wieder abholen, weil sie zu unförmig gewesen seien (auf steinigem Boden gewachsen), nebst einigen gebrochenen Rüebli. Weil sie gewaschen waren, konnten sie nicht mehr gelagert werden. Für 4,5 t davon wurden von der Firma Grassrooted Abnehmer gesucht. 1,5 t kauften Privathaushalte und 3 t gingen als Spende an «Essen für alle». 7 t müssen als Tierfutter verwendet werden.

Die 6 t «brauchbaren» Rüebli wurden von der Bioproduzentenorganisation Terraviva aus Kerzers FR verpackt und weiterverkauft an den Detailhandel. Sie schreibt, die handelsüblichen Normen seien «unverzichtbar». Sie dienten der Lebensmittelsicherheit, der Verbrauchergesundheit und der Qualitätssicherung. Sie basierten zudem auf dem Kaufverhalten der Endkonsumenten, das massgeblich die Nachfragen nach bestimmten Produkten beeinflusst (Zitat).

Die «Qualitätsnormen»

Entspricht dies nicht eher den Normen der Gemüse und Früchte aus konventionellem Anbau, die für uns in fast unendlichen Mengen, gleichförmig, gleichfarbig und gleich gross im Detailhandel bereitstehen? Dann das immer gleiche Argument: Die Konsument*innen wünschen es so.

Wirklich? Ich war noch ein Mädchen, bevor diese Normen galten, aber ich erinnere mich, wie sie nach und nach den Bauern aufgezwungen wurden. Im Landdienst habe ich von Hand Kartoffeln sortiert, die für den Konsumverein bestimmt war, die spätere Coop. Kleinere Kartoffeln wollten sie nicht, nur solche von gewisser Grösse. So fing es an. Dann bei Obst, Gemüse, auch im Vergleich mit Importprodukten. Steter Tropfen höhlt den Stein. Grösse und Form wurden immer wichtiger, dabei hatte das weniger mit Verbraucherschutz als mit Verpackungstechnik zu tun. Die Konsument*innen sind dem Trend gefolgt, bis es nichts anderes mehr zu geben schien. Warum die Käufer*innen von Bioprodukten eher nicht? Warum kaufe ich Bioprodukte?

Erstens weil ich selber Bio-Landwirtin war. Ich weiss, wovon ich rede.

Zweitens weil bei Bio-Grundnahrungsmitteln die «innere» Qualität wichtig ist: Geschmack, Geruch, in ökologischem Einklang mit Boden und Umgebung gewachsen, haltbar. Ohne Pestizide. Die ideale Form ist irrelevant.

Ein Säugling in meiner Familie traf die Wahl, bevor er sprechen konnte: Als es um die ersten Breie ging, schlug der Gärtner, der damals bereits biologisch arbeitete, und bei dem die Mutter einkaufte, ihr vor, von seinen Karotten zu kaufen. «Rüebli mag er nicht», rief sie aus. «Sind Sie sicher? Probieren sie es mal mit den meinen», schlug er vor. Und prompt ass das Baby seinen Brei. Vielleicht kann man den Geschmack nicht gut mit Instrumenten messen, aber die Zunge und ein feiner Gaumen schon. Gut selber nachzuweisen bei Tomaten, Rüebli, Kohlgewächsen und Salaten.

Foodwaste vorprogrammiert?

Stossend an der Geschichte ist aber, dass auf Grund der Normen, das heisst der Normierung von Gemüse und Obst und der Konsumenten, eine Überproduktion eingerechnet wird. Wie der Leiter von Gut Rheinau sagt: «Nur ein gewisser Prozentsatz des Gemüses schafft es in die Regale.» Es muss von Anfang an Foodwaste produziert werden! Nahrungsmittel, die auf dem Müll, im besten Fall in der Biogasanlage landen. Dafür die ganze Arbeit?

Gross- und Grösstbetriebe

Noch nicht genug: Ein paar Tage vorher gewährte mir ein Dokumentarfilm über Bioproduktion und -handel in Frankreich und Deutschland einen Blick über die Grenze. Das Geschäft mit Bioprodukten sei im Sinken, die Preise müssten gesenkt werden, darum auch die Preise an die Produzenten. Einige der Grossproduzenten gäben auf oder kehrten zum konventionellen Anbau zurück. Die Umsätze der Supermärkte des Biodetailhandels würden sinken, der Boom sei vorbei. Wie das?

Es wurden gezeigt: sogenannte Bio-Grossbetriebe mit riesigen Anbauflächen. Bio-Milchbetriebe mit Tausenden von Holsteiner Superleistungskühen, die zwar weiden dürfen, sich aber wie in der Fabrik ins Melkkarussell einreihen. Schweine-Grossbetriebe, die sich kaum mehr von den anderen unterscheiden. Heimlicher oder ungewollter Einsatz von chemischen Pestiziden. Und wohin geht die Gülle? Wo ist die Unterlage aus Stroh? Woher kommt das Futter?

In den Supermärkten alle Produkte mit Bio-Zertifikaten, aber die Preise werden gedrückt wie bei den andern. Längst ist bekannt, dass Höfe eine gewisse Grösse nicht übersteigen können, wenn sie ökologisch produzieren wollen. Aber die EU hat es versäumt, den Riegel zu schieben.

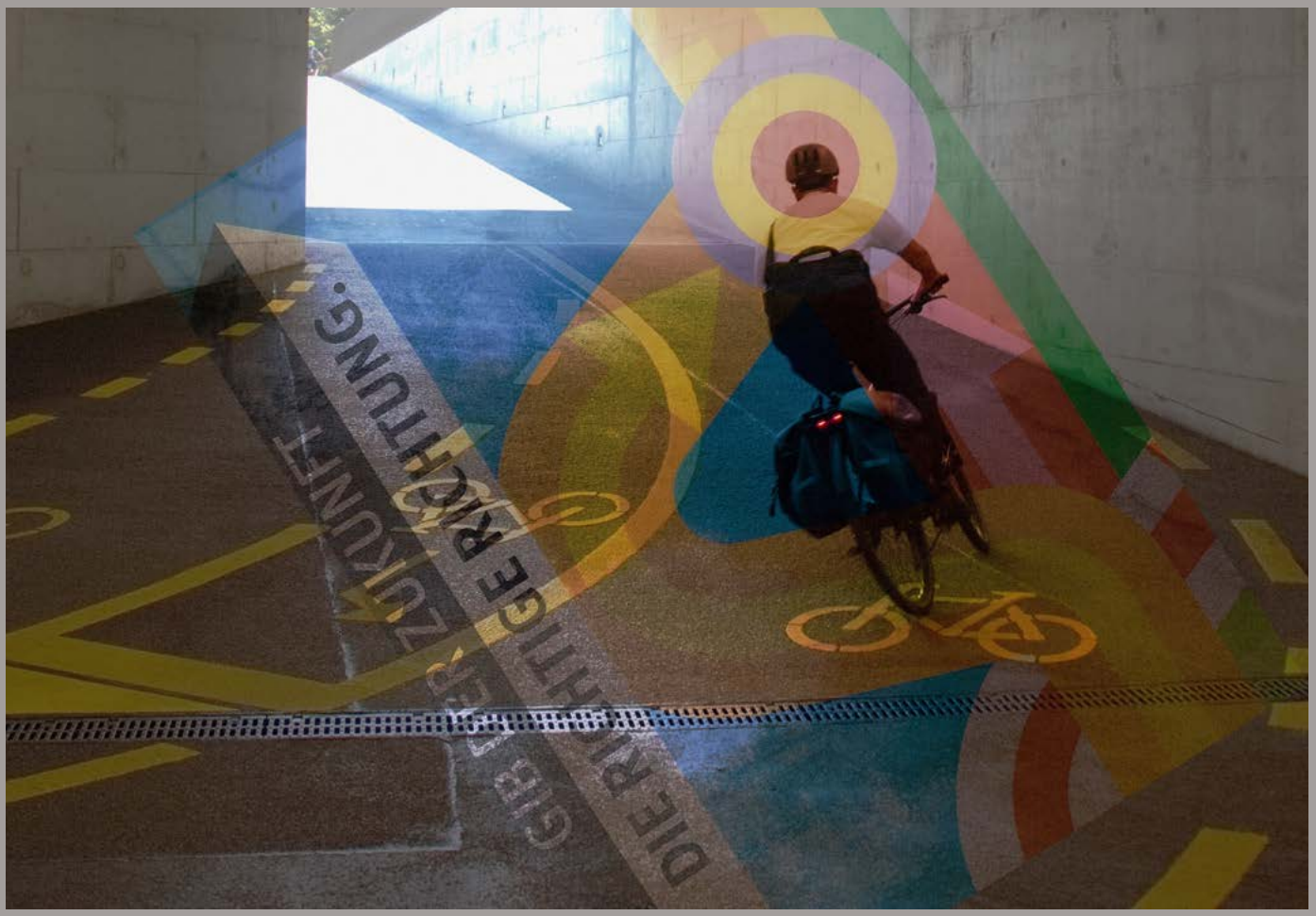
Ich rieb mir die Augen. Und ich wurde wütend. Die Idee des biologischen oder ökologischen Landbaus war der Kreislauf und die Ortsgebundenheit der Produkte, mit oder ohne Nutztiere, so wie es der Bodenfläche entspricht, die die Tiere ernähren kann. Düngung mit Mulch, Kompost und schonende Bodenpflege. Pflanzenbau mit der Natur und nicht im Kampf gegen sie. Dies erzeugt Produkte, die gesund sind für Boden, Pflanzen, Tiere, Bäuer*innen und Verbraucher*innen. Ist das einfach? Nein, aber interessant, und es braucht das Mitmachen von hellen Köpfen auf allen Seiten. Darum Zufriedenheit.

Wütend wurde ich, weil ich sehe, dass diese gute, hundert Jahre alte Idee durch die Grösse, angetrieben durch den kapitalistischen Wachstumszwang, sehr gefährdet ist. Dass es ihm gelingen kann, diese zukunftsträchtige Landwirtschaft zu korrumpieren.

Aber auch in Frankreich oder Deutschland lassen sich nicht alle in diese Richtung treiben. Da sind Bäuer*innen, die sich von diesem Handel unabhängig gemacht haben und ihre eigenen, ihrer Ökologie angepassten Arbeitsweisen weiterverfolgen. In der EU werden sie dabei vom Staat nicht oder nur wenig unterstützt. In der Schweiz hingegen schon, und sie benützen es auf eine vernünftige Art und Weise. Sie vernetzen sich über die Grenzen, lernen voneinander, sympathische Hartköpfe, im Kampf um eine bäuerliche Biolandwirtschaft.

Und wir nicht normierten Konsument*innen erhalten ihre Erzeugnisse direkt aus ihrer Hand ab Hof, auf dem Wochenmarkt, oder im Bioladen. Da können wir darauf vertrauen, dass hinter einem Kilo Rüebli nicht zwei Kilo Foodwaste stehen. Dafür können wir auch einen angemessenen Preis zahlen. Gut Rheinau ist wieder zurück auf den gewohnten, bewährten Verkaufswegen.

Quellen:
Der Landbote, 27. Nov. 2024
Blick, 22. Nov. 2024



Zum Jahreswechsel

We see a bright future

von Marcel Rüfli aus der Serie Fotocollagen

Roger de Weck

Das Prinzip Trotzdem

Warum wir den Journalismus vor den Medien retten müssen

Autoritäre Populisten trumpfen auf. Desinformation und Fake News grassieren. Und der Journalismus, der dem wehren sollte? Er kommt aus der Krise nicht heraus. Es gibt zwar mehr Medien, aber immer weniger Mittel für den Journalismus. Verlage wollen ihre Einbussen wettmachen, indem sie noch mehr laute Meinungen und Soft-Themen bringen. Doch die »Boulevardigitalisierung« nützt just den Populisten, die sich derselben Stilmittel bedienen: Zuspitzung, Skandalisierung, Aufregung.

Suhrkamp Verlag
ISBN 978-3-518-12863-3
Erscheinungstermin (aktuelle Auflage): 26.11.2024

Im Podcast Meyer Wermuth vom 30. Dezember 2024 ist Roger de Weck bei Cédric Wermuth zu Gast. Sie sprechen darüber, wie der Journalismus, vor den Medien gerettet werden muss. (wie im oben erwähnten Buch geschrieben) Was ist damit gemeint und wie soll das funktionieren? Wie verändert die Medienkrise die politische Debatte? Und wieso ist Elon Musk die grössere Bedrohung für einen unabhängigen Journalismus als die Halbierungs-Initiative?

Mattea Meyer und Cédric Wermuth ordnen jede Woche die wichtigsten politischen Entwicklungen der Schweiz ein. Transparent, pointiert, direkt aus Bundesbern. Zu finden auf der SP-Website und auf allen gängigen Streaming-Plattformen.

Adressänderungen und Retouren

SP Weinland
Steig 1, 8465 Rudolfingen
info@sp-weinland.ch

Kontaktadresse SP Weinland

Käthi Furrer
079 291 89 80
k.furrer@swissworld.com
www.sp-weinland.ch

radiisli Impressum

Herausgeberin:
SP Weinland
IBAN: CH64 0070 0114 8070 8966 6

Redaktion:
Käthi Furrer
Holger Gurtner
Arnold Kohler
Markus Späth-Walter

Gestaltung:
Arnold Kohler

P.P. CH-8200 Schaffhausen
B ECONOMY Post CH AG

Agenda

SP Weinland

Mittwoch, 15. Januar
Öffentliche Veranstaltung von KLAR! Schweiz
zum Thema «Das Märchen von neuen AKWs»
mit Jürg Joss, Präsident Fokus Anti-Atom
19.15 Uhr im Feuerwehrzentrum Marthalen

Mittwoch, 5. März
Vorstandssitzung SP Weinland

Dienstag, 29. April
Polit-Arena SVP-SP
zu den Abstimmungsvorlagen am 18.05.25

Donnerstag, 1. Mai
1.-Mai-Demo in Schaffhausen

Donnerstag, 30. Oktober
Polit-Arena SVP-SP
zu den Abstimmungsvorlagen am 30.11.25

SP Kanton Zürich

Donnerstag, 27. Februar
Delegiertenversammlung
Volkshaus Zürich

SP Schweiz

Samstag, 22. Februar
Parteitag
in Brig

SP-Weinland auf